

Leseprobe aus:

David Bergmann

Wie, wer, das?



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf rowohlt.de.

Inhalt

1	Die deutsche Inquisition	9
2	Harmonieren mit den Homonymen	13
3	Wer will schon seinen Scheiß backen?	23
4	Ich möchte betonen	31
5	Redewendungen und -drehungen	40
6	Ich dachte, du bist ein Native-Speaker?!	49
7	Der und Die sind dem Das sein Tod	57
8	Klingt cool!	66
9	Keineswegs nachrangige Nachsilben	76
10	Numerus Chaos	84
11	Uhrkomisch!	93
12	Liebesgrüße aus Deutschland	101
13	Das «Aha» und «Oje»	110
14	Feiertage zum Feiern	118
15	Die Großschreibung kleinkriegen	127
16	Radio-aktiv werden	136
17	Von Fräuleins und anderen Personinnen	145
18	Verständlich, jedoch nicht unmissverständlich	154
19	Total starke Verben	163
20	Das sagt man im Deutschen NICHT	172
21	Hier werde ich nicht geholfen	180
22	Please leave a message on my Kehlkopf	190
23	Donner, Blitzen, Milli, Vanilli, Arni und ich	199
24	So klingt man halt mal quasi irgendwie deutsch	208
25	Schönen Feierabend!	217
	Dank	219

1 Die deutsche Inquisition

Am 6. September 1996 verließ ich freiwillig mein amerikanisches Heimatland in Richtung Süd-Niedersachsen, um ein Aufbaustudium an der Georg-August-Universität Göttingen zu beginnen. Während jenes ersten Jahres in Deutschland konnte ich die große Neugier der meisten Einheimischen bezüglich meiner Anwesenheit in ihrem Land mit einer relativ kurzen Erklärung befriedigen. Auf die übliche Frage: «Was hat dich nach Deutschland verschlagen?», antwortete ich nämlich in der Regel: «Ich wollte einfach ein Auslandsjahr hier absolvieren, um meinen Horizont zu erweitern.» Obwohl einige Deutsche diese Aussage eher skeptisch aufnahmen, sprengte sie zumindest nicht ihr Weltbild. Schließlich machen viele Deutsche ein Auslandssemester oder zwei, und das fast überall auf der Welt, sogar in vermeintlich trostlosen Gegenden wie Lappland, Sibirien oder Arkansas. (Zudem wirkte diese Antwort doch deutlich plausibler als: «Ein sehr starker Westwind ...»)

Nach Ablauf meines ersten Jahres in Deutschland wurde die «deutsche Inquisition» allerdings zwangsläufig ständig schwieriger. Mein Aufbaustudium hatte ich schon nach einem lehrreichen Semester pleite abgebrochen, und ich wohnte mittlerweile in Hamburg, wo ich unter vielen Wirtschaftsprüfern in einem Bürogebäude arbeitete. Nach einiger Zeit konnte ich die inzwischen übliche Frage schon aus weiter Ferne auf mich zukommen sehen: «Wieso bist du denn *immer* noch hier?» Da ich nicht jedes Mal Zeit und Lust hatte, hierauf angemessen und ausführlich zu antworten, legte ich mir im Laufe der Jahre einige kurze Antworten zurecht, die das Verhör in der Regel im Keim erstickten:

- ▶ «Ich mache ein Auslandsjahrzehnt.»
- ▶ «Bis die schleppenden EU-Beitrittsverhandlungen mit den USA abgeschlossen sind, warte ich hier.»
- ▶ «Ich will 200 km/h mit dem Auto fahren, ohne immer wieder in U-Haft zu landen.»
- ▶ «Meine Kündigungsfrist in der Firma beträgt fünf Jahre zum Quartalsende.»
- ▶ «Hier gibt es die meisten Deutschen.»
- ▶ «Ich will in einem Land leben, in dem der Begriff ‹Bergmannsprämie› im Gesetz verankert ist.»¹
- ▶ «Zwei Silben: Schwarzbrot.»
- ▶ «Ich erforsche, inwieweit amerikanisches Budweiser-Bier gegen das Reinheitsgebot verstößt – und das dauert.»

Es sind mir sogar noch einige etwas längere «dumme» Antworten eingefallen. Zum Beispiel sagte ich einmal: «Meine deutschen Vorfahren haben das Land, auf dem sich unsere Farm in den USA befindet, von den Indianern Mitte des 19. Jahrhunderts weder gestohlen noch gekauft, sondern lediglich geleast. 1996 lief der Vertrag ab, sodass ich zurück nach Deutschland musste.»

Noch weniger glaubwürdig war wohl die Antwort, die ich einem sehr politisch orientierten Deutschen gab: «Zur Zeit der Präsidentenwahl zwischen Gerald Ford und Jimmy Carter im Jahr 1976 war ich im Kindergarten. Als die Erzieherin nach unserer Meinung zum Wahlkampf fragte, antwortete ich: ‹Sollte eines Tages ein steinreicher texanischer Geschäftsmann mit dem Vornamen Ross in zwei aufeinanderfolgenden Präsidentenwahlen mehr als zehn Prozent der Wählerstimmen erhalten, werde ich mich aus lauter Enttäuschung gezwungen fühlen auszuwandern, und zwar in ein

1 Verordnung zur Durchführung des Gesetzes über Bergmannsprämien (BergP DV)

Land, wo das Wort Ross *Pferd* bedeutet.» Als diese Voraussetzung dann im Herbst 1996 durch Ross Perot erfüllt wurde, zog ich nach Deutschland.» Erwartungsgemäß erwiderte mein Gesprächspartner nur: «Erzähl mir doch keinen vom Pferd!»

Schon eher glaubte man mir, als ich (ein ungewöhnlich ranker, schlanker Amerikaner) die Auskunft gab: «Kurz nach meinem 25. Geburtstag erhielt ich per Post von der amerikanischen Regierung die Aufforderung, entweder vor Ende des Kalenderjahres mindestens zehn Kilogramm zuzunehmen oder aber das Land zu verlassen. Ich schaffte nur fünf Kilogramm – und wohne seitdem in Deutschland.»

Während meine deutschen Gesprächspartner versuchen, diese Antworten zu verarbeiten, gehen unweigerlich ihre Augenbrauen in die Höhe, ihre Mienen werden skeptischer, und sie überlegen sich, ob ich sie etwa verarschen will. Diese Zeit der Unsicherheit nutze ich, um das leidige Gespräch wieder in die richtige Bahn zu lenken. Ohne meine kreativen Kurzantworten wäre ich manches Mal nämlich ganz schön aufgeschmissen, zum Beispiel wenn ich im Bahnhof eine Fahrkarte kaufen will und es dabei sehr eilig habe. Dann hat es verständlicherweise nicht die höchste Priorität, meine ganze Lebensgeschichte zu erzählen. Folgende Situation ist nicht ungewöhnlich: Ein offensichtlich schon lange in Deutschland wohnender Ausländer, gut erkennbar aus der Ersten Welt kommend, steht am Schalter eines ländlich gelegenen, verschlafenen Bahnhofs und sagt: «Ich hätte gern eine einfache Fahrkarte nach Hamburg.» (Der Zug steht bereits auf Gleis 1 und soll in drei Minuten abfahren.)

Eingeborener Verkäufer: «Sind Sie Engländer?»

Freundlich, aber bestimmt auftretender Ausländer: «Nein, ich komme aus den USA, aber ich habe es jetzt relativ eilig. Könnte ich bitte das Ticket kaufen?»

Eingeborener Verkäufer: «Das ist aber komisch: Ich war mir

eigentlich sicher, dass Sie Engländer sein müssten. Woher kommen Sie denn aus den USA?»

Angespannter Ausländer: «Chicago. Äh ... sollte ich diesen Zug nicht kriegen, müsste ich zwei Stunden hier auf den nächsten warten ...»

Eingeborener Verkäufer: «Ich war auch schon einmal in Chicago. Der Flughafen war gigantisch, die Autos waren riesig und die Pistolen der ausgiebig gepolsterten Polizisten enorm. – Nein, wenn Sie den Zug verpassen, müssen Sie drei Stunden hier warten. Und was machen Sie dann schon so lange hier in Deutschland?»

Verzweifelter Ausländer: «Ich möchte ja nicht unhöflich sein, aber ...» (nicht mehr hörbar wegen des Lärms des gerade abfahrenden Zuges auf Gleis 1).

Natürlich will ich mich nicht jedes Mal bei einer drohenden «deutschen Inquisition» sofort aus dem Staub machen, denn es ist ja schließlich immer auch etwas schmeichelhaft, gefragt zu werden, wieso man überhaupt da ist. Man wird auf diese Weise immerhin wahrgenommen, was für das Ego gar nicht so schlecht ist. Wenn ich bei einer sich anbahnenden Fragestunde nicht sofort das Weite suche, nutze ich daher die Zeit, die mir eine meiner ausgewählten Kurzantworten üblicherweise verschafft, um mich seelisch auf das Folgegespräch vorzubereiten. Dies kann dann durchaus interessant sein und auch in der Länge sehr variieren, ist aber leider niemals abschließend. Es gibt so viele Gründe für einen Menschen, sich längerfristig mit dem deutschsprachigen Raum und der dort vorherrschenden Sprache zu beschäftigen, dass man dies niemals in nur einem Gespräch erklären kann. Man braucht dafür schon ein ganzes Buch – was mich dann auch direkt zu dem vorliegenden Werk bringt.

2 Harmonisieren mit den Homonymen

In wohl jeder lebendigen Sprache der Erde gibt es Wörter, die gleich klingen und auch gleich buchstabiert werden, jedoch sehr unterschiedliche Bedeutungen haben. Diese etwas überstrapazierten Wörter heißen Homonyme. Ein Beispiel im Deutschen ist das Wort «Strauß», dessen Mehrdeutigkeit mir klarwurde, als mir ein Bekannter sagte, er wolle seiner Freundin zum Geburtstag einen Strauß schenken, und ich ihn fragte, ob sie denn genügend Platz für so einen Riesenvogel hätte. Daraufhin schaute er mich an, als ob ich einen Vogel hätte.

Sollten die Wörter nur gleich klingen, jedoch unterschiedlich buchstabiert werden, heißen sie hingegen Homophone. Bei diesen hat man zumindest beim Lesen weniger Verwechslungsprobleme; die Gefahr bleibt aber beim mündlichen Kommunizieren bestehen. Ein Beispiel sind die Wörter «vage» und «Waage». Welches eigentlich gemeint ist, wage ich manchmal nicht einmal zu fragen ...

Da diese sogenannten Homowörter das Risiko von Missverständnissen erhöhen, würde man eigentlich erwarten, dass die großen Kultursprachen dazu neigen würden, diese Wörter zu vermeiden beziehungsweise durch Neuschöpfungen zu ersetzen. Merkwürdigerweise ist dies jedoch weder im Englischen noch im Französischen der Fall. Die englische Sprache verfügt zum Beispiel über eine viel höhere Anzahl von Homonymen und Homophonen als die deutsche, auch wenn Englisch den größten Wortschatz aller Sprachen hat. Ein Beispiel ist das Verb «to spoil», das sowohl «verderben» als auch «verwöhnen» bedeutet! Weitere be-

kannte Beispiele sind die Wörter «there», «their» und «they're», welche trotz unterschiedlicher Schreibweisen und Bedeutungen alle genau gleich ausgesprochen werden. Und sollte man einen Englischlehrer nach dem Grund für so etwas Unlogisches fragen, bekommt man sogar oft noch zu hören: «There, there!» (Na, na!)

Noch extremer ist die Lage im Französischen, wo es zahlreiche gleichklingende Wörter gibt, die mehrere Bedeutungen haben. Zum Beispiel werden die Wörter «vain» (eitel), «vint» (kam), «vin» (Wein) und «vingt» (zwanzig) alle gleich – etwa so wie «wä» – ausgesprochen! Als mir meine liebe Bekannte Claire mal wieder erzählte, dass Französisch die schönste Sprache der Welt sei, bat ich sie, den folgenden Satz ins Französische zu übersetzen: «Der eitle Franzose kam mit zwanzig Flaschen Wein.» Für mich klang das Resultat wie das Geschnatter einer energischen Ente.

Obwohl es im Deutschen weniger dieser Doppeldeutigkeiten gibt, lauern auch hier einige überstrapazierte Wörter, die Deutschlernenden Probleme bereiten. Im Folgenden einige der üblicheren Verdächtigten:

Schätze

Auch wenn ich das Wort «Schätze» schätze, schätze ich, dass es im deutschen Wortschatz leicht überschätzt wird.

Schein

Der Schein trügt nicht: Scheinbar kann die deutsche Sprache eine große Scheinwelt sein. Mir scheint es, dass nicht nur Studenten Scheine machen. Wenn man den Schein gut wahr, kann man als ein Scheinheiliger bezeichnet werden. Man muss nur aufpassen, dass man nicht nach dem Motto «Mehr Schein als Sein» agiert. Meine Lieblingsantwort auf die Frage: «Ist dort gerade ein sonniger Tag, wo du bist?», lautet: «Ja, es scheint so!»

sie

Oft kann das Wort «sie» ein Buch mit sieben Siegeln sein. Sagt mir zum Beispiel ein Mann: «Ach, wenn ich sie wäre!», weiß ich nicht zwangsläufig sofort, ob er dabei mich meint, eine Frau oder vielleicht irgendeine unbestimmte Anzahl von anderen Dingen. Siehste?

klatschen

Manchmal erfährt man etwas dermaßen Interessantes beim Klatschen über andere Leute, dass man dabei spontan laut klatschen will.

Zug

Im Zuge der Zeit bemerkt der Deutschlernende Zug um Zug die Zugkraft des Wortes «Zug». Man kann schließlich in einem Zug im Zug in einem Zug in Zug sein Getränk austrinken (zumindest wenn man in der Bahn mit offenem Fenster durch die deutschsprachige Schweiz fährt). Deutsche Züge haben viele Vorzüge: Man fährt in Schnellzügen sowie Bummelzügen bequem umher und erfährt dabei sogar manchmal, was die Phrase «das Leben in vollen Zügen genießen» eigentlich bedeutet. Es gibt sogar eine Art «Zugsprache». Zum Beispiel ist der Bahnhof in Frankfurt ein Sackbahnhof, dafür aber keine Sackgasse. Und wenn man den Zug verlassen will, sagt man «Aussteigen!» – und NICHT «Auszug!». Sonst könnten die Mitreisenden ja denken, dass man einen Zug ins Lächerliche hat ...

unter

Beim Wort «unter» werden nicht nur Ausländer irritiert, sondern auch Kinder, was mir an meinem ersten Weihnachten in Deutschland auffiel. Als der Familienvater näm-

lich erzählte, dass «das Christkind nun unter uns wohnt», fragte seine junge Tochter, ob es ein neues Schlafzimmer im Keller gebe.

reizen

Wenn mir jemand sagt, dass ihn etwas reizt, weiß ich nie, ob ich ihn nun beneiden oder bemitleiden soll.

Zeug

Manchmal wirkt die deutsche Sprache leicht überzeugt. Man hat alle möglichen Arten von Zeug: altes Zeug, solches Zeug, dieses Zeug und dummes Zeug. Als Kind hat man seine Spielzeuge, als Erwachsener seine Werkzeuge, und über beiden fliegen die Flugzeuge. Im Deutschen gibt es Zeughäuser, Zeugämter, Zeugenbänke und Zeugenstände. Und keiner freut sich über das Ablegen eines falschen Zeugnisses. Also, man legt sich ins Zeug, was das Zeug hält.

kosten

Wenn der Menageriebesitzer sagt: «Dieser Löwe hat mich leider zu viel gekostet», weiß man lediglich anhand der Narben und fehlenden Glieder, dass es sich dabei nicht um den Preis des Löwen handelte.

einstellen

Pessimisten behaupten seit Jahren, dass sehr viel in Deutschland eingestellt wird. Ich stimme ihnen zu, aber nicht weil es der Wirtschaft schlechtgeht, sondern weil das Wort «einstellen» überall auftritt ... Dessen Vielfältigkeit wurde mir erst bei meiner Einstellung als Praktikant bei der Firma Wirtschaftsprüferpalast (kurz WP-Palast) in Hamburg im Januar 1997 bewusst. Zu jener Zeit hatte ich

leider noch keine Arbeitserlaubnis. Die Firma war einfach davon ausgegangen, dass ich als Student für einen Hungerlohn arbeiten dürfte. Das Arbeitsamt hatte aber eine andere Einstellung, sodass WP-Palast deswegen Strafe bezahlen musste, während ich verschont blieb, was mir das Arbeitsamt später wie folgt mitteilte: «Herr Bergmann, das Verfahren gegen Sie wird eingestellt.» Ich wusste zunächst nicht, ob ich mich freuen sollte oder nicht. Erst nachdem ich das Schreiben meinem damaligen Mitbewohner Bodo gezeigt hatte, verstand ich die Einstellung des Arbeitsamtes. Glücklicherweise entschied sich meine Firma daraufhin nicht für einen Ausländereinstellungsstopp, denn schließlich war ich inzwischen auf bezahlte Arbeit eingestellt ...

Zum Glück war es dann Aufgabe meiner Firma, mir eine Arbeitserlaubnis für den Start als Festangestellter zum 1. Mai 1997 zu besorgen. Die Beschaffung dauert in der Regel ein paar Monate, da sich das Ausländeramt zuerst einmal in allen Ländern der EU erkundigen muss, ob es nicht doch eventuell irgendwo einen EU-Bürger gibt, der die Voraussetzungen für die offene Arbeitsstelle erfüllt. Für meine Stelle gab es bestimmt viele, auf die dies zutraf, allerdings war offenbar keiner von denen arbeitslos – oder sie hatten einfach keine Lust, sich unter so vielen Wirtschaftsprüfern aufzuhalten. Auch wenn ich schon ein wenig neugierig war, entschied ich mich doch dagegen, den Obdachlosen vor dem Ausgang des WP-Palastes zu fragen, ob sich das Ausländeramt wegen meiner Stelle auch bei ihm erkundigt hatte.

Ein paar Monate später bekam ich aus Versehen meinen Antrag auf Arbeitserlaubnis in die Hände – und war erstaunt, was ich

doch alles konnte! Ich habe mich selbst kaum wiedererkannt. Mit einer Kopie davon wollte ich sofort neue Gehaltsverhandlungen starten, bis die Personaldame mir erklärte, dass «leichte» Übertreibungen seitens der Firmen üblich seien, um so das Genehmigungsverfahren zu beschleunigen. Dann warf sie einen Blick auf das Papier in meiner Hand und sagte: «Na ja, manchmal reicht eine «leichte» Übertreibung eben nicht aus ...»

In jenem ersten Jahr bei der Arbeit hatte ich noch mächtig mit den Homonymen zu kämpfen. Als mich einmal ein Kollege informierte: «David, der Kopierer ist nun repariert. Du kannst ihn jetzt anmachen», fragte ich ihn etwas verwundert: «Meinst du, ich kann ihn beschimpfen, jetzt, wo er wieder gesund ist?» Darauf erwiderte er: «Nein! Nicht so anmachen! Das andere «Anmachen»!» Ich zuckte die Schultern und begab mich, leicht skeptisch, zum Kopierer: «Ähm ... he, du süßer Kopierer, machst du mir mal ein paar heiße Kopien?» Der Kollege seufzte verzweifelt: «Nein! Auch nicht so «anmachen»! Das Ding einfach einschalten!» Ach so ... (Zum Glück gab es keine Salatsoße im Raum ...)

Beim Wort «lecken» erging es mir ähnlich. Eine Kollegin erzählte mir, dass es ihrer Katze nicht gutginge, und ich fragte, woran sie das merken würde. Sie antwortete, dass ihre Katze lecke, worauf ich erstaunt erwiderte: «Aber alle Katzen lecken doch!» Ihre Antwort: «Ja, aber meine Katze leckt nicht nur mit dem Maul, sondern auch am anderen Ende.» Diese Vorstellung fand ich alles andere als lecker ...

Das Wort «Spitze» fand ich damals auch sprachlich etwas auf die Spitze getrieben. Einmal, auf dem Weg aus der Mittagspause zurück ins Büro, zog mich ein Schaufenster magisch an, in dem vier hübsche, nur mit Dessous bekleidete Frauen standen. Offenbar waren sie Teilnehmerinnen eines Modell-Wettbewerbs. Obwohl die deutsche Sprache in dem Moment wahrlich nicht die höchste Priorität in meinem Kopf hatte, fragte ich meine Kolle-

gin doch neugierig, wie der Stoff auf Deutsch hieß. Sie zeigte auf einen BH und sagte: «Das ist Spitze.» Ich dachte, sie wollte mich damit anspitzen, und erwiderte: «Ich finde es auch spitze, aber wie heißt das Zeug?»

Die meisten Probleme hatte ich allerdings mit dem Wort «Anlage», denn offenbar ist das «Anlagevermögen» der deutschen Sprache anlagebedingt. Von ganz kleinen Sachen wie Stereoanlagen oder EDV-Anlagen bis hin zu großen Dingen wie Grünanlagen, Parkanlagen, Sportanlagen oder Sanitäreanlagen: Überall, wo man hinschaut, gibt es eine Art Anlage. Und immer wieder wird die Anlage weiterer Anlagen beschlossen. Um da durchzublicken, brauchte ich lange Zeit einen «Anlageberater» ...

Aber im Laufe der Zeit wurde ich langsam besser im Spiel mit den Homonymen. So zum Beispiel als eine Managerin sich verzweifelt über die mangelnde telefonische Erreichbarkeit ihrer etwas korpulenten Sekretärin bei mir beschwerte: «Meine Sekretärin nimmt einfach nie ab!» Mit meinem arglosesten Gesicht erkundigte ich mich: «Meinst du das Telefon ... oder grundsätzlich?» Sie schaute erst mich und dann das Telefon an, bis sie schließlich sagte: «Vielleicht besteht doch noch Hoffnung für dich hier in Deutschland ...» Das nahm ich ihr gern ab!

Ich fing sogar an, mit den Homonymen kreativ zu werden, und dachte mir ein paar neue Wörter aus:

Loslos Was man ist, wenn man kein Lotto spielt.

Festfest Tanzfest, trinkfest und fressfest in einem Wort.

Ebeneebene Das Gegenteil von einer schiefen Lage.

Preispreis Wie viel es einen kostet, um etwas zu gewinnen.

Rockrock Was Nena auf der Bühne zusammen mit einem «Toptop» trägt.

Na ja, manchmal geht die sprachliche Kreativität eben etwas mit mir durch. Zumindest sorgte der folgende Witz bei den Einhei-

mischen kaum für Lacher: Wie nennt man im Deutschen eine schnelle Gruppe von Schiffen? Eine flotte Flotte! Hahaha ...

Im Gegensatz zur Arbeitserlaubnis war ich bei der Beantragung auf Verlängerung meiner Aufenthaltsgenehmigung leider ganz allein auf mich gestellt. Im Herbst 1997 hatte ich das Vergnügen, in der Warteschlange vor dem Ausländeramt zwischen einem Serben und einem Iraker zu stehen. Die beiden hatten herzlich wenige Gemeinsamkeiten – abgesehen von schlechten Deutschkenntnissen und einer Abneigung gegen den «großen Satan» (auch bekannt als mein Heimatland, die USA). Nichtsdestotrotz fanden sie mich irgendwie sympathisch, was daran gelegen haben mag, dass ich so tat, als sei ich Kanadier. Nach einiger Zeit war die Stimmung sogar so gut, dass wir uns gegenseitig etwas aufzogen. Der Iraker fragte mich, wie es sei, aus der größten Kolonie der Welt zu kommen. Der Serbe wollte seinerseits wissen, wie viele «Kanada-Dollar» man für einen «echten Dollar» bekäme. Es machte richtig Spaß. Nach einer Weile fing ich langsam an zu begreifen, weshalb viele Deutsche die Einwohner der kleinen deutschsprachigen Länder beneiden. Schließlich haben es Österreicher, Schweizer und vor allem Luxemburger und Liechtensteiner in manch potenziell heiklen Situationen eindeutig leichter.

Viel schneller habe ich hingegen begriffen, wie das Wort «ziehen» bei den Deutschen erstaunlich oft und in unterschiedlichster Weise zieht. Als ich mit den beiden anderen in unserem Bunde endlich ins Ausländeramt eingezogen war, machte der Serbe im muffigen Warteraum ein Fenster auf. Es dauerte wie erwartet nur wenige Sekunden, bis der Schrei von einem einheimischen Beamten kam: «Es zieht!» Als Ausländer lernt man zwar sehr früh, dass die Deutschen frische Luft schätzen (schließlich sitzen sie gerne bei 15 Grad zitternd draußen vor Cafés und gehen fröhlich während eines Orkans am Strand spazieren), jedoch

sollte man sich nicht täuschen lassen: Frische Luft kann auch der Feind sein!

Am besten ist dieser Widerspruch der deutschen Mentalität in einer dunstigen Kneipe zu beobachten. Selbst wenn die Luft dort obermuffig ist: Sobald man ein Fenster nur ein bisschen aufmacht, werden die Gäste obermuffelig, und wie aus einer Kehle ertönt der Schrei: «Es zieht!» In Panik wird das Fenster sofort wieder zugemacht. Jedoch scheint es in Deutschland tatsächlich überall zu ziehen: Beim Schachspielen zum Beispiel fragt man: «Wer zieht?», und wenn man zu lange gespielt hat, kann es im Rücken ziehen. Während die Jahre ins Land ziehen, zieht man durch die Welt, in den Krieg oder einfach zu Hause an der Pfeife. Außerdem zieht man Kinder groß, Computerprogramme schwarz, Wein in Flaschen und Perlen auf eine Schnur. Bei diesen vielen Möglichkeiten kann der Deutschlernende manchmal nur eins machen: die Schulter hoch- und die Stirn krausziehen. Aber wenn er wie ein Einheimischer wirken will, muss er nur nach einem offenen Fenster Ausschau halten und schreien: «Es zieht!»

Zum Glück musste ich nur einmal im Jahr zum Ausländeramt ziehen – und nicht bei jedem Umzug. Der Umstand, dass man sich bei jeder räumlichen Veränderung «an-, ab- und ummelden» muss, war für mich als Amerikaner schon etwas ganz Neues. Schließlich muss man sich in den USA nirgendwo melden, wenn man umzieht. Eigentlich muss man sich dort überhaupt niemals melden. Die amerikanischen Behörden wussten zum Beispiel nicht einmal, dass ich das Land verlassen hatte – bis zu dem Zeitpunkt, als ich meine Steuererklärung abgab. Und es gibt in den USA auch keinen Personalausweis. Hin und wieder wird zwar von der Regierung ein Vorstoß in diese Richtung gewagt, in der Regel dann allerdings schnellstens wieder zurückgerudert, da die Wähler so etwas sehr persönlich nehmen.

In der Warteschlange beim Ausländeramt träumte ich von dem

Tag, an dem ich eine unbefristete Aufenthaltserlaubnis bekommen würde, was zur Folge hätte, dass ich auch keine Arbeitserlaubnis mehr brauchen würde. Ich schätze, so einen Schatz würde ich wirklich zu schätzen wissen!